

Irmengard [Fortsetzung]

Autor(en): **Balmer, Hugo**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **24 (1934)**

Heft 9

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635675>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 9 - 24. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

3. März 1934

Gesang der Eisenbahn. Von Edgar Chappuis.

Es rollt die Bahn auf glattem Schienenstrang
durchs weite Land in unermessne Ferne.
Und ihrer Räder Rauschen wird Gesang,
voll von Geheimnis, dem ich lausch' so gerne.

Erst ist's ein suchend, ahnend, hoffend Flüstern,
das mit der raschen Fahrt zunimmt und schwillt.
Bis dass es pfaucht aus glühend heissen Nüstern
des Leibs von Stahl, aus dem es machtvoll quillt.

Es saust und singt: Kraft heisst die Melodie,
welche durch Berg und Tal zur Ferne dringt.
Solch herrlich starkes Lied hört' ich noch nie.
Im Eisenrhythmus es uns vorwärts bringt.

Fahrende Bahn mit klingenden Akkorden,
du singst das Lied des Fortschritts durch die Weite! —
Wie oft ist neue Hoffnung mir geworden,
wenn ich dir gab mitfahrend das Geleite.

Irmengard. Geschichtliche Erzählung aus dem alten Laupen von Hugo Balmer. 9

XII.

Zur Abendtafel war der Graf von Oltingen erschienen, der zu berichten hatte über die Erledigung eines Streites zwischen dem Kloster Münster-Grangfelden und der Stiftskirche in Solothurn. Auch einem Boten des Bischofs von Losanen, der eine Bittschrift zugunsten des Klosters Romainmôtier überbracht hatte, war die Ehre einer Einladung zuteil geworden. Nach dem Essen gaben sich die Tischgenossen je nach Gewohnheit einem mehr oder weniger mäßigen Trunkte hin. Der Schenk lächelte auf den Stoßzähnen, weil die fremden Gäste dem Weine lebhafter zusprachen, als es an der königlichen Tafel üblich war. Die Königin mochte angebüllete Leute nicht leiden; sie und ihre Damen tranken nur stark verdünnten Honigwein. Auch hörte sie nicht gerne ein Durcheinander oder Gekummel von Zweigesprächen. Der König, dem es zwar nicht an Redegewandtheit fehlte, wenn ein Gesprächsstoff ihm zusagte, überließ ihr gerne die Führung der Unterhaltung. Es gelang ihr leicht, auch Zaghafte zum Erzählen zu ermuntern, denn sie verstund beides, die Kunst der Rede und die des Zuhörens. Nachdem ihr der Kaplan auf einen fragenden Blick zugenickt hatte, sagte sie: „Mein lieber Gemahl hat mir mehr als einmal von den treuen Diensten gesprochen, welche schon die Vorfahren unseres Kaplans dem Königshause geleistet haben. Die Geschehnisse der Vergangenheit belehren uns eindringlicher, wenn wir unser eigenes mit dem Schicksal lieber Freunde verbunden wissen. Darum bitte ich den Kaplan, uns mit

einer Erzählung aus dem Leben seiner Ahnen zu erfreuen. Seine Bescheidenheit soll ihn aber nicht hindern, auch von sich selber zu reden.“ —

„Der Ruhm eines Königs verleiht auch den Namen seiner treuen Vasallen Glanz und sichert ihnen das Andenken der Nachwelt. Mein Urgroßvater verdankt Rudolf II., dem Großvater unseres Königs, nicht nur seine und seiner Nachkommen bevorzugte Stellung, sondern auch die Ehre, daß sein Name nicht vergessen wird. Von ihm möchte ich euch erzählen, was in meiner Familie ein Geschlecht dem andern überliefert.“

Vor bald hundert Jahren ritt ein schwergerüsteter junger Mann auf starkem Pferde das Rhonetal herauf. Zwei Knechte, die selber leichter bewaffnet, ihm Schild und Lanze trugen, begleiteten ihn. Es war der Ritter Alberich, mein Urgroßvater. Als jüngerer Sohn des Grafen von Narbona erhielt er neben standesgemäßer Erziehung die Ausrüstung eines Kriegsmannes, eine bescheidene Zahl von Silbermünzen und dazu die Segenswünsche seiner Eltern mit dem Rate, in der weiten Welt sein Glück zu suchen. In allen ritterlichen Uebungen gewandt und der Kraft seiner gesunden Glieder vertrauend, verließ er frohen Mutes seine altberühmte Vaterstadt am Meere und zog nordwärts. Gewiß war er in manchem Kloster ein willkommener Gast, weil er Nachricht brachte aus der Ferne. Hatte der Abt in seiner Jugend selber ein Pferd getummelt und die Räte eines fahrenden Ritters kennen gelernt, so wird er den Geld-

beutel seines Gastes wieder nachgefüllt und ihm den Weg gewiesen haben zu andern verständigen Leuten. So kam er wohlbehalten nach Hochburgund zur Zeit, als König Rudolf II. Leute sammelte zu seinem ersten Zuge nach Italien, der ihm den Besitz der lombardischen Krone bringen sollte. In Salins bot Alberich dem Werber des Königs seine Dienste an, begab sich nach Orbe, wo das Heer sich sammelte und zog mit über den St. Bernhard. Bei Fierenzuola stieß das Heer des Königs auf das zahlreichere seines Gegners Berengar. Der Kampf war heiß, sein Ausgang ungewiß. Des Königs Schwager, der Herzog von Spoleto, der Hilfe versprochen hatte, stund mit seinem Heer in der Nähe und schaute untätig zu. Als des Königs Heer zu erliegen drohte, erbot sich Alberich, den Herzog an seine Pflicht zu mahnen. Seiner Gewandtheit gelang es, durchzubrechen, und sein schnelles Pferd trug ihn glücklich zum Herzog, dem er laut zurief: Mein Leben will ich der traurigen Aufgabe widmen, deine Schande in aller Welt zu verkünden, wenn du nicht sogleich dein Wort einlösest. — Das sagst du mir an der Spitze meines Heeres? — Ein schlechter Ritter, der aus Furcht sein Maul nicht braucht, wo er reden soll. — Deinen Mut will ich dem König noch heute loben, sagte der Herzog und fiel dem feindlichen Heer mit seiner Schar in die Flanke und Rücken. Berengar erlitt eine schwere Niederlage.

Es ist zu beklagen, daß die Zerkahrenheit der Welt so viele Blutopfer verschuldet. Aber die Tapferkeit eines Helden gefällt uns doch, weil sie gewöhnlich gepaart ist mit Milde gegenüber den Schwachen und Wehrlosen. Nach seiner Heimkehr belohnte der König meinen Urgroßvater und schenkte ihm zum Abschied eine Urkunde, worin er seine Tapferkeit und Treue bezeugte und ihn seinen Freunden empfahl. Alberich wandte sich westwärts und trat in den Dienst des Grafen von Macon. Der Graf fand solches Gefallen an dem jungen Ritter, daß er ihm seine einzige Tochter und Erbin Adellane zur Frau gab, deren Herz dem tugend samen Manne warm entgegenschlug. Ihrer glücklichen Ehe entsprossen zwei Söhne und eine Tochter. Der Älteste erhielt die Grafschaft Macon, welcher jetzt dessen Sohn Alberich, der zweite dieses Namens, vorsteht. Mein Großvater und mein Vater, die beide Humbert hießen, wurden Herren von Salins. Diese Herrschaft hat nun mein ältester Bruder geerbt, an dessen Kinderschar meine Mutter ihre Augen weidet. Der Name meines Urgroßvaters gehört der Geschichte an. Aber von der Treue seiner Nachkommen dem Königshause gegenüber zu reden, wäre so viel wie Eigenlob. Darum will ich zum Schlusse über ein seltsames Erlebnis berichten, das mir viel zu denken gegeben hat und euch vielleicht gefallen mag. Ein Bischof, dessen Namen ich lieber verschweige, war der Simonie angeklagt. Ich sollte ihn verteidigen vor dem Gericht des Erzbischofs von Besançon. Je mehr ich den Fall studierte, umso stärkere Zweifel stiegen in mir auf, ob mein Klient mir die Wahrheit gesagt hatte. Die Aufgabe der Verteidigung hatte ich übernommen und mußte meiner Pflicht genügen; aber es widerstrebte mir, möglichem Unrecht meine Hilfe zu leihen. In meiner Gewissensnot ging ich am Morgen des Gerichtstages in die dem Remigius geweihte Kapelle und flehte den Heiligen an, mich zu erleuchten und vor einem Mißbrauch meiner

bescheidenen Redegabe zu bewahren. Kaum hatte ich vor dem Gericht zu reden begonnen, war meine Zunge wie gelähmt; mein Mund schloß sich gewaltsam, so daß ich kein Wort mehr hervorbrachte, bis der Angeschuldigte verurteilt war. Als mich dann die versammelten Priester nach dem Grunde meines Schweigens fragten, gestund ich, was mir geschehen war. Da erhob sich der Erzbischof und rief: Ein Wunder, ein Wunder! Der heilige Remigius lebt noch, Remigius, der lieber starb, als daß er eine Unwahrheit sagte! Auf zu ihm, daß wir ihm danken! — Das ganze Konzil ging aufgeregt der Kapelle zu. Die Kunde von dem Geschehenen verbreitete sich wie ein Lauffeuer in der Stadt, so daß sich die Kapelle bald mit betenden Priestern füllte und viel Volk sich davor ansammelte. Ich kniete zunächst vor dem Bilde des Heiligen und blickte dankbar auf das Kreuz, das an seinem Halse hing. Da rief ein Priester mit erregter Stimme: Das Kreuz leuchtet auf! Sein Schein fällt auf den Kaplan! Der Heilige senkt die Augen auf ihn! — Der Erzbischof erhob sich und sagte: Dem deutlichen Zeichen des Heiligen wollen wir folgen. — Er nahm das Kreuz und hängte es mir, dem Unwürdigen, an den Hals. Das Lob, das er mir erteilte, war zu unverdient, als daß ich seine Worte wiederholen möchte. Ich erhielt eine Urkunde, darin das Geschehnis beschrieben und die Wunderkraft des Kreuzes bezeugt wird, daß sein Träger nur die lautere Wahrheit sagen kann. Es stehe mir zu, frei über das Kleinod zu verfügen.“ —

Nun entnahm der Kaplan das Geschmeide einer kleinen Schachtel und hielt es ins Licht. An einem feinen Kettlein hing ein fingerlanges goldenes Kreuz. In dessen Mitte glänzte ein Rubin, und der Rand war mit funkelnden Diamanten besetzt. Die Blicke der Tafelrunde hingen daran, und die Damen gaben ihrem Staunen mit Oh und Ah Ausdruck. Der Kaplan schloß seine Rede: „Bei mir liegt das Kleinod wie begraben. Ich wünsche, daß es auferstehe. Niemand besser als die Königin kann ihm den Weg weisen, den es in Zukunft gehen soll, wenn ich sie bitten darf, es aus meiner Hand anzunehmen.“ — Damit überreichte er ihr den Schmuck.

Die Königin hielt ihn in der Hand und ließ ihren Blick von einem zum andern gehen. Der Hofmeister mißtraute der Sache und hob die Schultern, um seinen langen Hals zu verbergen, während seine Augen den Wert des Geschmeides abschätzten. Der Kämmerer machte ein langes Gesicht und dachte, nach seinen Wahrheiten gelüste es die Königin jedenfalls nicht. Hoffnungsvoller waren die Hofdamen, die ihre Halslein rekten, bereit zu allerlei Wahrhaftigkeit.

Die Königin ließ ihre Leute nicht lange im Zweifel. „Das wunderkräftige Kreuzlein zittert in meiner Hand. Es wünscht von mir, daß ich es seiner ersten Bestimmung und Heimat zurückgebe, wo das Bekenntnis der Wahrheit Glück und Freude bringt. Meine Namensschwester Irmengard, komme du zu mir.“ — Diese trat zu ihrer Herrin und verbeugte sich, wie sie es von andern gesehen hatte. Die Königin öffnete das Kettlein, erhob sich, hängte es der Errotenden um den Hals und sagte: „An dir soll sich des Kleinods Kraft zuerst erweisen. Für wen hast du in dieser Zeit am meisten gebetet?“ — „Für Helmut“, antwortete das erregte Mädchen. — „Dein Gebet möge erhört wer-

den, daß er alle Gefahren glücklich überstehe!“ — Nun tat die Königin etwas, dessen sich keine andere Dienerin rühmen konnte. Sie legte einen Arm um das über-raschte und befangene Mädchen und geleitete es an seinen Platz zurück. Erst hier kam es diesem in den Sinn, für das Geschenk zu danken. Bevor die Königin sich wieder setzte, ließ sie ihren Blick über die Versammelten gleiten und las mit Vergnügen aus aller Augen mehr Freude über das fremde Glück als Spottlust und Neid.

Nun ergriff auch der König das Wort: „Es ist mir aus mancher Erzählung bekannt, wie ein Held aus großen Gefahren errettet wird durch das Gebet einer Jungfrau. Ein reines Herz erbittet oft die Fürsprache der Heiligen, die besser schützt als der stärkste Panzer.“

Da der Kanzler mit freundlichem Blick auf Irmengard schaute, neckte ihn die Königin: „Sogar der immer ernste Kanzler schaut das Kleinod freudig an, obschon er es kaum für sich selber gewünscht hätte.“ — Der Kanzler erwiderte: „Die Wahrheiten, die das Kreuz mir entlocken könnte, tragen zu meist das dunkle Gewand der Sorge. Ihr Fuß schreitet auf des Alltags steinigem Wege. Es sind nicht blumenbekränzte Sonntagskinder in lichtem Gewand aus Himmelsblau und Abendrot. Unser Kaplan hat dem Kleinode die Auferstehung gewünscht. Wäre das Kreuz lebendig, könnte es fliegen und sich selber die Stelle suchen, von der aus die Welt einen lieblichen Anblick bietet, es hätte nicht leicht besser gewählt als unsere Königin.“ — „Es hat mich schon oft gefreut, daß die dürre Weide der Dokumente und der Staub der Alltagsgeschäfte dem hohen Sinn unseres verehrten Kanzlers nichts anheben können.“ — Die Königin ließ das Gespräch nicht erlahmen, bis die gemeinsame Abendandacht jedem bedeutete, der Tag sei zu Ende, er könne sich zur Ruhe begeben.

XIII.

Von Westen zog ein Gewitter heran. Donar fuhr auf blitzgeladenen Wolken daher. Am Rande seines Gefährtes stiegen wunderliche Gebilde auf. Wölfe sprangen an sich bäumenden Pferden empor; daneben ritt ein Riese auf einem Bären in den Rachen eines Ungetüms, das einem unförmlichen Eber gleich. Die Gestalten wechselten, verschlangen sich und neue drängten herauf. In tieferer Luftschicht eilten schnellere, zerfetzte Riesenvögel voraus. Bald hatte das wilde Heer den Himmel ringsum erobert. Die Wipfel der Bäume bogen sich unter den Stößen der Windsbraut, die



Ueberfahrt. Künstlerische Photographie von Wilhelm Müller.

sich heulend am Schlosse vorbei in das dichte Laub der Buchen und Eichen stürzte. Das Rollen des Donners wurde lauter, Blitze zerrissen die Luft, und ihr schmetterndes Krachen ließ den Menschen seine Nichtigkeit fühlen gegenüber der Gewalt der Elemente. Schwere Regentropfen fielen nieder, zuerst einzeln, dann dichter und dichter, daß das Gelände ringsum hinter einem grauen Schleier verschwand. Die Fluten stürzten rauschend nieder auf das Schloß und peitschten dessen hundertjährige Mauern. Klatschend fiel es von den Dächern in den Schloßhof; förmliche Bäche entströmten den beiden Ausgängen. Es war ein reichlicher, fruchtbarer Gewitterregen, den der Himmel mit für Menschen schrecklicher Gebärde der dürstenden Erde schenkte. Noch krachte der Donner hin und wieder, doch ließ die von dem übermächtigen Drohen des Gewitters erzeugte Beklemmung nach, denn man fühlte, daß seine Heftigkeit gebrochen war.

Gefahr führt die Menschen einander näher. Selbstsucht, Neid und Schadenfreude verkriechen sich, bis sie überstanden ist und die Vergeßlichen sich wieder sicher fühlen. Die Schloßbewohner hatten sich vor dem Gewitter unter Dach geflüchtet. Jeder glaubte sich in des andern Nähe besser geborgen. Der König, dem ein vor Jahren durch einen Blitzschlag verursachter Schrecken nicht aus den Gliedern weichen wollte und der bei jedem Gewitter zitterte, ließ die Hofleute sich im großen Saale vereinigen und die Läden schließen, obschon der Tag noch nicht zu Ende war.

Der Arzt bemühte sich um den König, befeuchtete ihm Stirne und Schläfen mit einer Essenz und gab ihm etwas zu trinken, das ihn beruhigen sollte. — „Ist es wohl gefährlich in diesem Schlosse?“ — „Das Schloß steht schon

bald hundert Jahre, hat manches Gewitter erlebt und ist nie vom Strahl getroffen worden. Ich glaube, die Eichen des nahen Waldes ziehen die Blitze an, so daß der König hier nichts zu fürchten hat.“ — „Was sagten dir deine irrgläubigen Lehrer von den Blitzen?“ — „Nur ein einziges Mal wurde davon gesprochen, daß ich es hörte. Mein liebster Lehrer wohnte außerhalb der Stadt Cordoba. Sein Haus stand in einem Garten, den er in langjährigem Fleiße mit den seltensten Bäumen und Sträuchern geschmückt hatte. Er pflegte dort hundert verschiedene Heilpflanzen und lehrte uns ihre Namen und Verwendung kennen. Im Hause diente eine große Küche zur Bereitung von Salben und Elixieren, deren Mischung und Gebrauch er uns erklärte. Einige Schränke enthielten allerlei Tiergerippe, auch sonderbare Steine, die aussahen wie Schnecken, Austern, Schildkröten und ganz unbekannte Tiere. Darunter war ein armlanger hohler Zapfen, außen rau, innen glatt wie ein Spiegel. Der Lehrer sagte, das sei ein Donnerkeil, den er selber aus dem Sande gegraben habe an der Stelle, wo in der Nähe seines Hauses ein Blitz in den Boden gefahren sei. Dieser Stein komme nicht aus den Wolken, sondern sei erst im sandigen Boden durch die Hitze des Strahles entstanden. Aus heiterem Himmel fahren keine Blitze. Sie bilden sich nur in den Wolken, indem diese die Sonnenstrahlen auffangen und stark verdichten, bis sie den Dunst durchbrechen und zur Erde fahren. Das geheimnisvolle Fluidum des Blitzes könne man nicht einfangen, betasten, sehen und riechen, so wenig es möglich sei, Sonnenstrahlen aufzufangen und in einem Sack nach Hause zu tragen. Er hatte eine kupferbeschlagene Stange aufstellen lassen, die Haus und Bäume überragte und tief in der Erde stak. Das sei ein Blitzfänger, erklärte er uns, der sein Haus schütze vor dem Strahl. Als ich ihm sagte, bei uns rede man von Leuten, die nicht nur Seuchen machen können, sondern auch Gewitter und Hagelschlag, hielt er sich den Bauch vor Lachen. — „Das ist nur grobe nordische Hexerei“, sagte er, „das Zerrbild arabischer Magie. Im Morgenlande gab es ganz andere Zauberer, die noch immer zu etwas gut sind, indem Märchenerzähler sie nicht wohl entbehren könnten. Lernet ihr kennen, was gelehrte Männer mit vielem Fleiß an Wissen zusammengetragen haben, dann gebraucht euern gesunden Verstand und merkt euch, was die eigene Erfahrung euch lehrt. Andere Hexerei gibt es nicht.“ — „Mir scheint“, sagte der König, „die Ansichten dieses Mauren entsprechen nicht den Lehren unserer heiligen Kirche. Er sucht sein Wissen auf dem Erdboden, während es uns als ein Geschenk aus der Höhe zuschießt. Doch sage, ist Cordoba wirklich die größte Stadt des Abendlandes?“ — „Der König möge mir nicht verübeln, wenn ich nur berichte, was ich gehört und gesehen habe. Von den Vorzügen der christlichen Lehre zu reden überlasse ich solchen, die dazu berufen sind. Die Stadt Cordoba ist eine Welt für sich. Vereinigte man die Städte von Lyon bis Straßburg zu einer einzigen, es gäbe noch kein Cordoba. Der Reichtum der Stadt ist unermesslich, niemand kennt die Zahl ihrer Bewohner. Die Tempel allein gäben zusammen eine ansehnliche Stadt. Einer darunter ist so groß, daß er noch fast wie leer erscheint, wenn tausend Menschen darin sind. Ueber sechshundert Säulen aus buntem Marmor und andern kostbaren Steinen tragen in langen

Reihen seine Decke. Von dieser glänzen zahllose Sterne und goldene Ranken in das Halbdunkel herab, in welchem die Scharen der Pilger zu Mah beten. Die großen öffentlichen Badpaläste werden von Hunderten zugleich besucht. Die Bibliotheken enthalten so viele Bücher, daß einer in einem langen Leben nur einen kleinen Teil davon lesen könnte. Tausende von Schülern aus allen Ländern suchen sich dort ihre Lehrer. Aller Glanz und Reichtum der islamitischen Welt ist in Cordoba vereinigt mit der Armut einer unzähligen Menge, die in einem Gewirr von engen Gäßchen und Häuferhaufen ihr Dasein fristet. Viel Licht, viel Schätzen gilt auch für diese Stadt.“

(Fortsetzung folgt.)

Kater Graulichs Minnefahrt.

Skizze von Cajetan Binz.

Wenn schon das Katzenvolk im allgemeinen sich durch Anstand, gute Sitten und Säuberlichkeit auszeichnet, so war Kater Graulich im besondern ein Ausbund von adeliger Lebensart und selbstbewußter Führung.

Er gehörte einer 19jährigen Chemiestudentin an, einem jungen, aschblonden Geschöpf mit sanften, lieblichen Manieren, die er aus Anhänglichkeit und Bewunderung für seine Herrin getreulich nachahmte.

Eine innige Wesensverwandtschaft bestand zwischen den beiden Schicksalsgefährten, das lauernde Gefährliche der Katz schlummerte ebenso unentdeckt in dem biegsam-weichen Körper des Mädchens, wie das seelenvoll Zärtliche des jungen Weibes in dem herrlichen Leibe des gebändigten Raubtieres.

Und beide waren jung und unberührt, beide verwöhnt und seidensüchtig: auf Polstern und weichen Decken, knisternden Kissen und duftender Wäsche ruhten sie.

Zwar hatte Graulich seine eigene Ruhestätte, ein mollig aufgepolstertes Körbchen, aber er nahm sich das Recht heraus, überall herumzuliegen, in all den weichen, verschwiegene Heimglichkeiten eines Jungmädchenzimmers.

Es ist leicht begreiflich, daß dieser seidenumknisterte Jüngling vom Leben herzlich wenig wußte, der Wind der großen Welt hatte ihm noch nicht um seine feuchte, ewig fühle Stumpfnase gepfeifen, dafür kannte er sich in den Parfums seiner schönen Herrin umso besser aus.

Er hatte eine Vorliebe für Lavendel, dieser herb-süße Duft berauschte ihn eigentümlich, so daß sein weiches, silbergraues Fell leis funkelnd knisterte, wenn der Zerstäuber diese pikanten Duftschwaden ins Zimmer versank.

Ich weiß nicht, ob er schon ein Auge hatte für die reizenden Intimitäten des Toilettenraumes, um deren Kenntnis ihn jeder junge Mann benieden hätte, jedenfalls schlich er immer mit hoch erhobnem Schwanz und behaglichem Unterleibschnurren der Herrin nach, wenn sie im schilfgrünen Pyjama sich vor den Spiegel setzte.

In dieser Beziehung wurde er von dem Mädchen sicher nicht für voll genommen, wie hätte es sonst vorkommen können, daß das ziervolle Geschöpf sich in seiner Gegenwart völlig entkleidete und schlanken, weißen Leibes unter die Brause stieg!

Es herrschte das beste Einvernehmen zwischen den beiden Zimmergenossen, mit der Einschränkung allerdings, daß der Kater eigenwillig sein schrulliges Leben lebte, das Mädchen aber gutmütig seinen Allerweltslaunen nachgab.

Zum Beispiel war ihre Langmut bei der Fütterung geradezu bewunderungswürdig. Man weiß, daß ein Kater,